



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Negertreue, Negermut

---

## Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

**E**in uraltes Büchlein liegt auf meinem Schreibtisch, ganz zerrissen, stellenweise unleserlich; ich habe es vom Feuertode gerettet, durchgeblättert und mit höchstem Interesse angefangen, darin zu lesen. Land und Leute, von denen es erzählt, kenne ich gut. — Die Reise-Erlebnisse, die uns die vergilbten Blätter schildern, sind mir nicht fremd.

Es handelt sich um einen sehr braven, hoffnungsvollen Sohn, der von seinem Vater in Geschäftsangelegenheiten nach Natal in Süd-Afrika geschickt wurde. Sein Name war Alfons.

Auf der Seereise erkrankte er, denn das Meer war sehr stürmisch, zumal an dem gefürchteten Golf von Biskaya. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit und Erfahrung des tapferen jungen Kapitäns und seiner Leute, um das Schiff „Neptun“ durchzubringen; aber nachdem es einmal dem Bereich des gefürchteten Golfs glücklich entronnen war, schien sich die Wut der Winde zu legen. In der Ferne tauchten die Vorgebirge der spanischen Nordwestküste auf, und je weiter der Dampfer nach Süden vordrang, desto freundlicher gestaltete sich die Witterung. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon wurde die Fahrt fortgesetzt. Inzwischen war auch Alfons, der jüngste und beliebteste Passagier vom „Neptun“ wieder besser geworden und blickte fieberfrei mit seinen klaren, braunen Augen hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Niemand war froher, als der junge Schiffskapitän, denn er glaubte nichts anderes, als daß Alfons, den er indessen sehr lieb gewonnen hatte, eine Speise der Fische werden würde.

Da tauchte eines Morgens am Horizont ein dunkler Streifen auf. „Madeira“, rief jubelnd der Kapitän und schwang freudestrahlend seine weiße Mütze.

Näher und näher rückte das tieffatte Grün des fruchtbaren Eilandes, und bald konnten die Reisenden das blendende Weiß der Häuser und die Kirchtürme der Hauptstadt Funchal mit unbewaffnetem Auge sehen. Zwei Stunden später rasselten die schwarzen Anker in die Tiefe, und der noch schwächliche Alfons stieg mit dem Kapitän ans Land, denn hier war dessen Heimat.

Die Familie des Kapitäns nahm ihn in liebenswürdigster Weise auf, und der Jüngling erholte sich zusehends. Der Vater des Kapitäns war ein äußerst feingebildeter Herr, und Donna Alma, seine Gattin, war die personifizierte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Acht Tage lang verblieb Alfons bei diesen gastfreien Menschen. Innerhalb dieser Zeit war der „Neptun“ reisefertig geworden. Unter den innigsten Segenswünschen der Eltern und Geschwister des Kapitäns

schifften sie sich wieder ein. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als der „Neptun“ die Anker lichtete und die Reisenden in den endlos sich dehnenden Ozean hinausdampften, der am Horizonte im Purpur der scheidenden Sonne wie Gold flutete. Als sich die Schatten der Nacht auf die unbegrenzte Wasserwüste herabgesenkt hatten, erschienen am Himmel die glänzenden Myriaden der südlichen Sternwelt. Herrlicher als alle Gestirne aber erglühete das Sternbild des südlichen Kreuzes. Auf dem weißen Schaume, der die Wände des Schiffes bedeckte, funkelten Millionen grünlicher Phosphorlichter; aus der Tiefe herauf strahlte es in



Wohnung der Schwestern in Zanzibar, direkt an der Küste

lichem Scheine wie rotes Gold, feurige Kugeln hoben und senkten sich auf den Fluten, lange blitzende Furchen zogen hinter dem Schiffe her, und der ganze Ozean schien eine riesige Masse von Feuer und Flammen zu sein. Noch nie hatte Alfons das Meer in so wundervoller Pracht leuchten sehen. Dankbaren Herzens pries der edle Jüngling die Wunderwerke Gottes, denn er war gläubig und gehörte nicht zu den armen Toren, welche mitten in diesen Wundern dennoch den Schöpfer leugnen. Auch der Kapitän und seine Mannschaft waren gläubig.

Am andern Tag fuhr der „Neptun“ an den übrigen kanarischen Inseln vorüber. Wie ein einsamer, ins Weltmeer verbannter Riese erhob der Pik von Teneriffa voll ruhiger Majestät sein schroffes Felsenhaupt aus der Tiefe des Ozeans.

Es war der 23. März 1880, ungefähr 10 Uhr morgens, als die Reisenden am Horizonte die Küste von Süd-Afrika und speziell die Plattform des Tafelberges begrüßten.

Hier möchte ich die Erzählung unterbrechen, um dem Leser aus eigener Erfahrung, die ich im Jahre 1886 bei meiner Reise nach Afrika machte, zu sagen, daß auch ich damals voll gespannter Erwartung meine Blicke auf die vor uns sich entfaltenden Reize der Landschaft richtete, denn man hatte uns gesagt, daß die Schönheit der Landschaft den in den Hafen von Capetown Einlaufenden mit Entzücken erfülle. Wirklich darf sich das prachtvolle Bild von Kapstadt mit den berühmtesten Naturschönheiten der Erde messen.

Im Rücken der Stadt thront wie ein Herrscher, voll Ruhe und Würde, der mit dunklen Pinien bewachsene steile Tafelberg, während sich im Westen ein mächtiger Fels in Gestalt eines riesigen Löwen, der sogenannte Löwenkopf (lions rump) hinstreckt; auf der entgegengesetzten Seite schließt der Teufelspik die in bunte Farben gehüllte Hügelkette ab, zu deren Füßen der brandende Ozean seine Silberwellen an den wilden Klippenformen emportreibt.

Nie kann ich dieses reizende Bild meiner Einreise vergessen, obwohl seitdem 45 Jahre verstrichen. So mag es wohl auch dem kaum 18jährigen Jüngling Alfons ergangen sein, als er zum ersten Mal Kapstadt besuchte und den bunten Wechsel von Gestalten, Farben und Menschen sah. Hier ereignete sich auch sein erstes Begegnen mit seinem später so oft erwähnten treuen Diener, dem Neger Simba, d. h. „Löwe“.

Alfons saß glücklich neben seinem Freunde, dem Kapitän, bei einer Flasche Madeira und gebackenem Schinken und Spiegeleiern, als sie vom Deck her einen gewaltigen Lärm hörten. Beide eilten hinauf und sahen, wie eine Anzahl Matrosen einen Neger umkreisten.

„Was geschieht hier?“, fragte der Kapitän.

„Herr,“ antwortete einer von den Matrosen, „der Mann wurde unten im Kohlenraum gefunden. Er hatte sich dort versteckt, natürlich in der Absicht, einige Flaschen Whisky oder so etwas bei der Landung in Natal zu holen.“

Alfons hatte sich den Neger ein wenig näher angesehen und erkannte in ihm denselben Eingeborenen, welcher gestern auf der Straße von Kapstadt als Dieb verfolgt wurde. Auch der Kapitän erkannte ihn als denselben.

„Do you speek English?“ fragte der Kapitän den armen Kerl, der zitternd vor ihm stand.

„Ja, Herr“, versetzte der Afrikaner.

„Wie heißt Du?“, forschte der junge Schiffsherr weiter.

„Simba, Herr“, antwortete er und versuchte dabei, getreu der Bedeutung seines Namens, ein wenig mutvoller auszu sehen.

„Wie kommst Du auf mein Schiff?“, verlangte der Kapitän zu wissen. „Wenn ich nicht irre, bist Du doch derselbe, welchen man gestern in Kapstadt wegen eines Diebstahls verfolgt hat.“

Simba warf einen erregten Blick auf den Schiffsherrn; dann richtete er sich auf einmal auf, und er sah dabei wirklich stattlich aus, denn er maß seine sechs Fuß, blickte zuerst den Kapitän und dann Alfons an und begann hierauf in einem lebhaften Tone und in sehr gutem Englisch zu erzählen.

„Gentlemen, ich bin kein Dieb; ich bin Simba und stehle nicht; das tun bloß die Hottentotten und Buschmänner und auch die Ingisi (Engländer). Ich war in Kapstadt, um Arbeit zu suchen, denn mein Weib und meine Kinder sind hungrig und wollen essen; sie sind in Natal und warten auf mich. Gestern kam ich in das Haus eines Gentlemen und wollte um Arbeit bitten; mit mir kam ein Engländer. Im Vorzimmer, wo wir beide warteten, stand auf dem Tische ein kleiner Silbertopf für Blumen. Der Gentlemen rief mich zuerst herein; er hatte aber keine Stelle für mich, und ich ging wieder. Da hör ich auf einmal rufen: ‚Packt den Schwarzen, er ist ein Dieb; er hat mir einen kleinen Silbertopf gestohlen.‘ Es war der Gentlemen, bei dem ich um Arbeit bat. Wie der andere das hört, verschwindet er unter den Leuten, die gleich anfangen, mich zu ergreifen. Da dachte ich an mein Weib und an meine Kinder und lief, um mich zu retten. Alle hinter mir her. Ich lief und lief wie eine Inkonko (Antilope), und sie konnten mir nicht mehr folgen. Nun will ich nach Durban, habe aber keinen Pfennig Geld, und da versuchte ich, heimlich auf ein Schiff zu kommen, welches dahin fährt, und so bin ich jetzt da.“

Der Kapitän hatte die Erzählung Simbas ruhig angehört. „Also bist Du wirklich kein Dieb, sondern ein ehrlicher Mensch?“, fragte er Simba. Da legte dieser die Hand aufs Herz zum Zeichen der Beteuerung und antwortete:

„Sir, Simba stiehlt nicht, Simba ist arm, sehr arm, aber er stiehlt nicht.“

Aber Du hättest doch wenigstens um Erlaubnis bitten sollen, mitreisen zu dürfen. Warum tatest Du das nicht?“

„Ich fürchtete, geschlagen zu werden, Herr.“

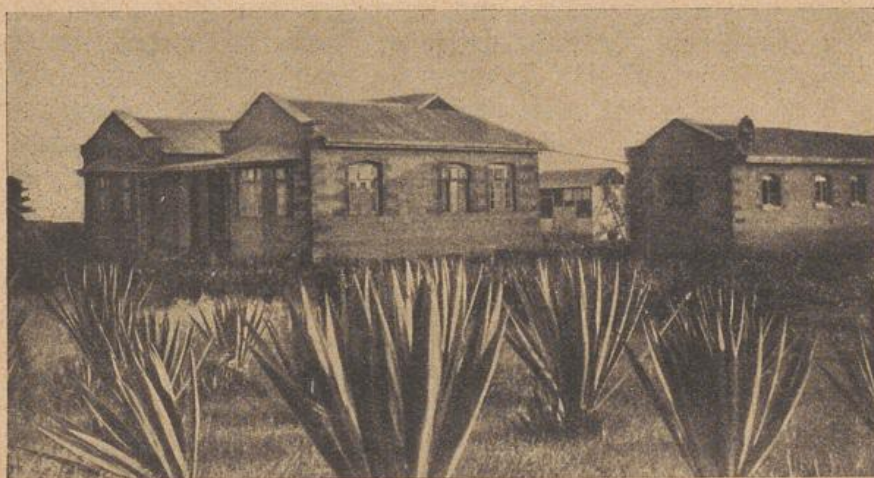
Der Kapitän blickte Simba mitleidig an. Nach einer Weile sagte er zu ihm: „Du mußt aber jetzt arbeiten, umsonst bist Du nicht auf dem Schiff.“

„O Herr, ich will gern arbeiten“, rief Simba freudig und ließ alsbald suchend den Blick umherschweifen, um zu sehen, ob es nichts für ihn zu tun gäbe.

Der Kapitän beauftragte den Oberbootsmann, Simba für die Dauer der Reise als Matrose anzusehen. Der Afrikaner aber drückte seinen Dank in einem Schwall von Worten aus, wobei er in

der Freude seines Herzens Englisch und seine Muttersprache, das Suaheli, durcheinander mengte. Simba stammte nämlich von der nordöstlichen Küste Afrikas. Er war schon als Knabe mit seinen Eltern nach dem Süden ausgewandert und seitdem bald in Natal, bald in Kapstadt bedienstet gewesen, daher die für seinen Bildungsgrad vorzügliche Kenntniss des Englischen. Jetzt zählte er 30 Jahre und war stellenlos.

Der Kapitän hatte nicht zu bereuen, sich des armen Negers angenommen zu haben. Simba tat alles, was ihm befohlen wurde, ja oft noch mehr, als ihm oblag, und er war glücklich, wenn ihn ein anerkennender Blick seines Schiffsherrn traf. Ohne mutwillig und ausgelassen zu werden, zeigte er doch stets eine heitere Miene und wußte auch die Schiffsmann-



Missionsstation Kalimoni (Ost-Afrika), Schwesternhaus

schaft durch seine belustigenden Einfälle zu ergötzen, so daß ihn die Matrosen in kurzer Zeit lieb gewannen.

Die Reise nach Port Durban, welche damals 8 Tage dauerte, verlief ohne Störung, und nach mehreren Tagen begrüßte die Reisenden der Leuchtturm dieser Hafenstadt. Während die Mannschaft an Bord blieb, wollte der Kapitän, auch Alfons und die andern europäischen Reisenden, welche von Kapstadt mitgekommen waren, ans Land. Aber die Landung damaliger Zeit war nicht gar so leicht, denn der Hafen von Durban erschwerte dieselbe durch wandernde Sandbänke. Den Weg vom Hafen bis zur Stadt Durban legten sie mit der Eisenbahn zurück; aber der Zug kroch so langsam dahin, daß man ohne viele Mühe gleichen Schritt mit ihm hätte halten können.

Endlich fanden die Reisenden im Hotel Royal Aufnahme. Meine lieben Leser, könnt Ihr Euch das Gefühl, das Empfinden ausmalen, wenn man nach mehrwöchiger Seereise

wieder für längere Zeit festen Boden unter den Füßen fühlt? Ich glaube kaum.

Alfons war überglücklich und begab sich in Begleitung des Kapitäns gleich daran, die Geschäftsangelegenheiten seines Vaters, welcher so große Hoffnungen auf dieselben setzte, auszuführen. Er hatte an dem erfahrenen Kapitän große Hilfe; dessen Scharfsinn und Ansehen trug viel dazu bei, daß die Geschäfte prompt und präzise geordnet wurden und der Firma beträchtlichen Gewinn versprachen. Alfons war hoch erfreut, dankte Gott und auch seinem treuen Freund und schrieb sofort einen langen Brief an die sich in großer Sorge befindlichen Eltern in der Heimat.

Während seines Aufenthaltes in Durban unternahm er täglich Ausflüge zu Fuß, indes der Kapitän mit dem Ankauf von Zucker, Elfenbein und Wolle beschäftigt war.

Eines Nachmittags schlug Alfons die Richtung nach Maritzburg ein, verließ jedoch die Fahrstraße und wandte sich einer in saftigem Seidengrün schimmernden Wiesenfläche zu, wohin ihn eine prachtvolle Pflanze „Amaryllis“, eine Lilienart, lockte. Diese Blume nimmt unter dem entzückenden Reichtum der Flora Natal's den Rang einer Königin ein und entzückt durch ihre großen lilafarbigten und weißen Glocken.

Eben war Alfons im Begriffe, sie auszugraben, um seine Pflanzensammlung zu bereichern, da vernahm er dicht neben sich ein scharfes „fss fss“. — Alfons sah hin und gewahrte eine etwa anderhalb Meter lange, graugelb gefärbte Schlange. Es war die sogenannte „Puffotter“, von den Eingeborenen „Ibululu“ geheißten. Wegen ihres tödlichen Bisses ist sie sehr gefürchtet. Die Bestie züngelte ganz wütend, rührte sich aber nicht von der Stelle. Alfons faßte seinen Stock mit beiden Händen und hieb ihr so kräftig über den Kopf, daß sie augenblicklich tot hinfiel.

Dieses war sein erstes Abenteuer, das ihm auf dem afrikanischen Boden begegnete, deren aber noch viele und schreckliche kommen sollten, und welche Alfons wohl nie ohne die Hilfe und den tapferen Mut seines treuen Negers Simba überstünden hätte  
(Fortsetzung folgt.)

z

### Auszug aus dem Brief der Schwester M. Gaudiosa, Vikarin in Rhodesia, vom 29. Juni 1931

Zur Zeit bin ich auf Visitationsreisen. Man feiert hier in der Driefonteiner Mission gerade das 25jährige Jubiläum des Bestehens der Mission. Es sind seit einigen Jahren sieben unserer Schwestern hier tätig, in der Tat, eine der blühendsten

Missionsstationen Rhodesias. Gestern kam ich von einem dreitägigen Besuch einer Außenstation von Driefontein zurück, Holy Croß (Hl. Kreuz) genannt. Diese Außenstation liegt in einem Landstrich, der für die Eingeborenen reserviert ist. Da gab's aber eine Menge Christen! Da sahen diese Eingeborenen ihren Priester wieder, der vor 25 Jahren diese Mission angefangen hatte. War das eine Freude und ein Jubel! Und der Priester (ein geborener Rheinländer) sprach ihre Sprache so fließend und mit solchem Nachdruck! Es war für uns Europäer schon ein Genuß zuzuhören. Was muß es erst für die Eingeborenen gewesen sein, jemand so in ihrer Sprache reden zu hören. Die guten, schlichten Leute waren aber auch ganz Auge und Ohr. Wegen der Menge der Leute wurde die Predigt auf dem freien Platz vor der Kirche gehalten. Ich hatte vor, ein Photo zu machen während der Predigt, um Ihnen eine Idee zu geben vom Gottesdienst im Heidenland; aber ich war so sehr davon eingenommen, daß ich ganz auf das „Abknipsen“ vergaß. Nach der Predigt ging's dann in die Kirche. Nur die Christen durften hinein, da die Kirche nicht alle fassen konnte; die Heiden mußten draußen stehen bleiben. Ich stand auf der Veranda des Schwesternhäuschens und hörte von da die Predigt und übersah das ganze Bild. Als dann die hl. Messe begann, fand ich noch ein Plätzchen hinten in der Kirche. Da war Krauskopf an Krauskopf. Und die Lieder in der Landessprache! Da stimme ich gerne aus ganzer Seele ein; viele derselben sind unsern deutschen Melodien angepaßt und der Sinn der Worte ist meistens auch recht zu Herzen gehend. O ja, der liebe Gott hat mich glücklich gemacht in seinem heiligen Dienste im Heidenland. Könnte ich nur recht viele Seelen begeistern fürs heilige Missionswerk! O, wieviel wäre da zu tun. Wieviel Stationen könnten wir noch übernehmen, wenn wir nur noch mehr Schwestern hätten! Aber sehr oft, wenn Anfragen um Missionschwestern gemacht werden, muß man halt traurigen Herzens sagen: „Leider haben wir nicht genügend Schwestern!“ Und dann bleibt das blühende Missionsfeld „brach“ liegen oder fällt gar den Protestanten in die Hände. O, es ist so schade! Und daheim in Europa wissen die jungen Leute oft gar nicht, was sie tun sollen. Würde der liebe Gott doch recht vielen, vielen jungen Leuten die Gnade des Missionsberufes schenken.

2

**Bange nicht schon im Voraus, was geschehen wird; solange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen.**